

"Aber dann musst du selber damit fertig werden!"

Autor(en): **Rüdisühli, Gabrielle / Wyder, Franziska**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Puls : Drucksache aus der Behindertenbewegung**

Band (Jahr): **31 (1989)**

Heft 5: **Schwangerschaft, Geburt...**

PDF erstellt am: **21.05.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-157822>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

«Aber dann musst du selber damit fertig werden!»

«Was es heisst, sich als behinderte Frau ein Kind zu wünschen; welche Fragen in der Entscheidung für ein Kind mitgespielt haben; wie sich die Zeit der Schwangerschaft, Geburt und danach vom Kinderkriegen einer nichtbehinderten Frau unterscheiden; wie die Umgebung reagierte... Antworten auf diese Fragen aus einem Gespräch zwischen Gabrielle Rüdüsühli (31 J., CP, 1 Kind, 1 1/2 J.) und Franziska Wyder (Puls-Redaktorin).

Als ich mich zum erstenmal für ein Verhütungsmittel entscheiden musste, fragte ich meine Frauenärztin nach der Spirale. Die Ärztin erklärte mir: «Eigentlich geben wir die Spirale erst, wenn die Frau schon einmal geboren hat. Aber da Sie ja sowieso nie Kinder haben werden, kann ich Ihnen die Spirale auch schon jetzt einsetzen.»

Schon damals war für mich klar, dass ich mir einmal Kinder wünschen würde; ich hätte auch gerne mit Kindern gearbeitet, doch das wurde mir von der Ausbildung her nicht ermöglicht. Ebenso klar waren auch die Gründe, die gegen eigene Kinder sprachen: Die Gesellschaft, die die Vorstellung

einer behinderten Mutter schlicht verdrängt, und meine eigene Unsicherheit mir selber gegenüber, eine Partnerschaft so führen zu können, dass sie ein Kind mitzutragen vermöchte.

So ist dann auch der konkrete Kinderwunsch Jahre später in einer guten Beziehung entstanden. Ich hatte mit meinen Schwestern miterlebt, wie sie «Familien gründeten», bekam Lust, mich selber auf diese Erfahrungen einzulassen und traute es mir/uns auch zu. Mein Partner (hat ebenfalls CP, ist teilweise im Rollstuhl) war zu Beginn der Kinderdiskussion eher zurückhaltend. Er hatte die üblichen Männerbedenken: Angst vor dem Freiheitsverlust, den ein Kind mit sich bringen würde, und etwas Neid mir gegenüber, die so grundlegende Erfahrungen machen könnte, die er zum Teil nur als Zuschauer miterleben würde. Unsere körperlichen Behinderungen waren wohl ein Thema in unseren Diskussionen (wie würde ein Leben zu dritt aussehen?...), jedoch nie das Hauptargument unserer Entscheidung für oder gegen ein Kind.

Als ich dann schwanger wurde, kam die übliche Frage nach den Voruntersuchungen. Viele FreundInnen und Bekannte haben mir die Fruchtwas-

serpunktion vorgeschlagen – im Unwissen, dass CP nicht vererbbar ist, und mit dem Hintergedanken (bewusst oder unbewusst), dass ich mein «unwertes Leben» doch nicht auch noch einem Kind aufbürden dürfte. Auch im Frauenambulatorium haben sie mich darauf angesprochen.

Meine Antwort war aus meiner langjährigen Auseinandersetzung mit dem Thema «Behinderte/Gentechnologie» klar: Da ich ein behindertes Kind nie als unwertes Leben abtreiben würde, hatten die Untersuchungen auch keinen Sinn. Dies wurde auch ohne weitere Diskussion akzeptiert. Meinen ersten Ultraschall machte ich im siebten Monat. Eine Phantasie meinerseits zu der Vorstellung, ein behindertes Kind zu bekommen, war: Wenigstens hätte ich keine Berührungsängste, könnte ich mit dem ganzen Komplex «Behinderung» einfacher umgehen als Eltern, die noch niemals damit in Kontakt gekommen waren, bevor ihr Kind behindert auf die Welt kam.

Während der Schwangerschaft hatte ich aber nie Angst, dass das Kind in meinem Bauch nicht gesund sein könnte. Es ging mir sehr gut, mir war kaum schlecht, alles verlief unkompliziert, normaler als bei vielen nichtbehinderten Frauen, das hat mir Sicher-

heit und Selbstvertrauen gegeben. Auch meine Familie hat mich unterstützt, meine Mutter sagte immer, ich mache es besser als meine Schwestern.

Andererseits gab es viele Reaktionen in meiner Umgebung, die mich sehr erstaunt und zum Teil auch verletzt haben. Eine häufige Äusserung von Frauen in meinem Alter war zum Beispiel: «Warum kann sich gerade Gabrielle, die behinderte Frau, entschliessen, ein Kind zu bekommen, und ich selber mache schon so lange am definitiven Entscheid herum?» Und eine andere, mehr oder weniger offen geäusserte Reaktion: «Aber dann musst du selber damit fertig werden, mit all der Mehrarbeit und

-belastung.» Dahinter schwang mit: «Wir haben dir als Behinderte zwar gerne geholfen, aber wenn du schon so normal sein willst und ein Kind auf die Welt stellst, dann musst du nicht denken, du könntest von uns noch mehr Hilfe in Anspruch nehmen.» Diese Nicht-Solidarität, diese Angst vor Mehrbelastung haben mich verletzt und beunruhigt. Vorher war ich die lässige Behinderte, die sich nicht scheut zu fragen, wenn sie Hilfe braucht – und mit einem Kind schien ich plötzlich nicht mehr so attraktiv (zum Helfen). Als Mutter wurde ich ih-

nen gleichwertig, ich musste ernstgenommen werden und wurde damit auch zur Rivalin.

Eine Frage haben wir uns selber auch gestellt: «Wem müssen wir etwas beweisen?» Für mich war klar: Höchstens mir selber, dass ich ein Kind haben kann – doch ist «Beweisen» das falsche Wort, die Entscheidung kam nicht aus einer Not heraus, sondern aus der Sicherheit: Jetzt bin ich/sind wir so weit, dass wir das wagen können, was für niemand einfach und problemlos ist.

Frustrierend war in diesen Auseinandersetzungen die Tatsache, dass ich praktisch keine «Vorbilder» hatte. In der Literatur rund um Schwangerschaft und Geburt wird allenfalls mal ein behindertes Kind erwähnt, nirgends jedoch eine behinderte Frau, die Mutter wird. Auch die ÄrztInnen und Hebammen, mit denen ich während dieser Zeit in Kontakt kam, konnten auf keine Erfahrungen zurückgreifen.

Als Selina geboren wurde, kam von allen, wirklich von allen ausser einer sehr guten Freundin, die Frage: «Und, ist das Kind gesund?» Auch der Behindertenkuchen reagierte gleich. Einerseits wird die Frage, ob das Neugeborene auch gesund sei, in unserer Gesellschaft immer gestellt. Andererseits...

In der darauffolgenden Zeit hat die Behinderung sicher eine Rolle darin gespielt, wie ich mit Selina umgegangen bin. Sie ist von mir wohl ruckartiger bewegt und mehr geschüttelt worden als andere Kinder, doch daran war sie schliesslich schon vom Bauch her gewöhnt, und das hat ihr ja auch nicht geschadet. Als sie sechs Monate alt war, habe ich sie zum erstenmal beim Wickeln fallen gelassen – davor haben wohl alle, die mit Kleinkindern zu tun haben, Angst, und ich natürlich ganz besonders. Das war der schlimmste Moment, den ich je im Zusammenhang Mutterschaft/Behinderung erlebt habe! Ich war zuerst wie erstarrt, dann konnte ich Selina nur hochnehmen und jemand anderem in die Arme drücken, ich musste weg von ihr. Alles kam hoch, was mir die Leute je gesagt haben, in mir schrie es immer wieder: «Jetzt ist es passiert, von nun an wird es immer wieder passieren, es geht doch nicht mit meiner Behinderung... Beim Ärztenotruf sagten sie, wir müssten das Kind nur zum Arzt bringen, falls es erbrechen würde, und wir könnten in der Nacht einige Male Licht machen und Selina in die Augen zünden, um zu kontrollieren, ob sie reagiert. Das habe ich dann auch wie verbissen gemacht. Es hat Selina nichts gemacht, doch in mir hat dieses Ereignis alle Ängste vor einer



Spätbehinderung mobilisiert, vor einem Sturz auf den Kopf oder vor einem Autounfall. Meine Unsicherheit war viel grösser als während der Schwangerschaft.

Eine weitere Konfrontation von Eltern-Sein als Behinderte erleben wir jetzt im Zusammenhang mit dem Gehen-Lernen von Selina. Sie hat sehr spät angefangen zu kriechen, und schon früh haben sie uns auf der Mütterberatung erklärt, das sei ja klar, sie habe eben auch keine sich normal bewegendenden Vorbilder. Jetzt kann Selina einige Schritte ohne Hilfe gehen, aber sie zeigt noch nicht viel Interesse daran. Eine Nachbarin, die uns gut kennt, sagte letzthin einmal liebevoll: «Selina wartet doch, bis ihr Räder wachsen.»

Von ihr konnte ich das gut akzeptieren, doch es braucht wenig, bis eine

solche Feststellung sehr verletzend wird.

Ganz andere Vorurteile erlebe ich, wenn wir zu dritt auf der Strasse unterwegs sind. Viele sehen mir meine Behinderung nicht im ersten Moment an, und wenn sich dann Bernhard mehr mit Selina beschäftigt oder sie bei ihm auf dem Rollstuhl sitzt, bekomme ich als vermeintlich Gesunde böse Blicke ab: «Wie kann die ihren armen behinderten Mann auch noch für sich arbeiten lassen?» Dann geht es für mich wieder um ein altes Problem, das sich mit dem Kind eher verschärft hat: Ich muss noch klarer als früher sagen, wo und welche Hilfe ich brauche, und ich musste wieder neu lernen, dies ohne Schuldgefühle zu tun – eben gegen die versteckten Vorurteile der Leute: «Wenn du schon als behinderte Frau ein Kind hast, musst du dir auch selber zu helfen wissen!» ■